



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Heinrich Heine

Keiter, Heinrich

Köln, 1906

Allgemeiner Ueberblick

urn:nbn:de:hbz:466:1-32940



Vierter Abschnitt.

Allgemeiner Ueberblick.

Walter Scott sagt über Lockharts Biographie des großen schottischen Dichters Robert Burns: „Er ist mit Verstand über des Dichters Laster und Torheiten hinweggegangen; denn nachdem sein Körper starr und unbeweglich und gereinigt vor uns liegt, sollte der Charakter eines so unnachahmlichen Genius wie Burns mit Nachsicht behandelt werden. Die Kenntniss seiner Laster und Schwächen ist nur ein Gegenstand des Kummers für den Wohlgesinnten und ein Triumph für den Bösewicht.“

Der Satz hat eine gewisse Berechtigung, aber er verliert sie sofort, wenn ein die literarische und politische Erörterung beschäftigender Schriftsteller auf ein Piedestal erhoben wird, das ihm nicht zukommt. So lange man Heine als den Vorkämpfer freiheitlicher Ideen, als den Morgenstern einer schöneren Zukunft, als einen echten Patrioten preist, wird immer wieder die Opposition aus den „Schwächen“ des Dichters nachzuweisen haben, daß seine Büste auf jenem Piedestal keinen Platz finden darf.

Vorkämpfer freiheitlicher Ideen verdient nur genannt zu werden, wer für die Allgemeinheit kämpft und persönliche Interessen aufgibt. Durch Heines gesamte literarische Tätigkeit aber läßt sich der blanke Egoismus genau verfolgen. In seinem mehrere starke Bände umfassenden Briefwechsel spielen, von einzelnen Andeutungen abgesehen, die „Weltinteressen“ keine Rolle. Die Leiden der Menschheit lassen ihn kalt, seine eigenen erhizen ihn bis zum Fiebergrad. „In meiner Wiege lag schon meine Marschroute für das ganze Leben,“ schreibt er (16. Juli 1833) an Barnhagen. Sich geltend zu machen, sich zu erheben trotz

der Zentnerlast, die an seinen Füßen hing, sich zu einer angesehenen Stellung in eben jener Gesellschaft aufzuschwingen, die den Juden auszuschließen suchte, das war das eigentliche Ziel seiner Agitation für die freiheitlichen Ideen. Er selbst gesteht mehrfach ein, daß er der Renommée wegen schreibe.

Derselbe Mann, der lange Zeit als Vorkämpfer der bürgerlichen Rechte gegen die bevorrechteten Klassen galt, hat sich oft genug bereit gezeigt, das Schwert in die Scheide zu stecken, das *sacrificio dell' intelletto* zu bringen, um materieller Vorteile willen. Der Wechsel wurde ihm um so leichter, als er zu einem festen System politischer Meinungen nicht gediehen ist. Er zeigt sich schwankend und widerspruchsvoll, ohne den Sprung ans andere Ufer zu motivieren. Er läuft davon, so bald man ihn auf ein politisches Dogma verpflichten will. So bald man Konsequenz von ihm verlangt, sucht er sich einen anderen Weg und bekämpft seine einstigen Bundesgenossen. Er will keinen Fraktionszwang, er will als Wilder umherschwärmen, ohne zu bedenken, daß der Wilde machtlos ist trotz seiner vergifteten Pfeile.

In seiner Jugend und im beginnenden Mannesalter ist Heine ein begeisterter Verfechter der Prinzipien von 1789. Allmählich verdichtet sich sein Geschimpf gegen die bevorrechteten Stände zur Forderung einer Verfassung und zu der Erklärung, daß der einzige Quell der Souveränität im Volke liege. Das Königtum will er geachtet wissen, so lange es dem Volkswillen sich fügt. Damit verbindet sich ein wütender Haß gegen Preußen, weil dieses den Absolutismus am strengsten von allen Monarchien festhält. Aber er ist bereit, zu „transagieren“, er bietet dem König von Bayern seine Dienste an, und er erbittet sich von dem elendesten der von ihm mißhandelten Sedezespötchen einen Orden aus. Sein Haß gegen die Aristokratie hält ihn auch nicht ab, in seinen Briefen mit seinen adeligen Bekanntschaften und den Gunstbeweisen aristokratischer Damen zu prahlen.

Mit Heines Ubersiedelung nach Paris beginnt der zweite Abschnitt seiner politischen Entwicklung. Sein Haß gegen Preußen lodert hoch empor — dann sinkt die Flamme, und aus der Asche erhebt sich Heine als der Verfechter der preußischen Politik, als Gegner des Parlamentarismus, der deutschen Konstitutionellen und Radikalen und als verschämter Lobredner des Absolutismus. Gleichzeitig schlägt er in seinen literarischen Erzeugnissen einen milderen Ton an und vermeidet alles, was Louis Philipp und Preußen reizen könnte.

Möglich, daß Heines Ansichten über das Repräsentativsystem sich einigermaßen änderten, als er in Paris die widerwärtigen Wahlkämpfe und die Ohnmacht des dortigen konstitutionellen Königtums beobachten konnte — jedenfalls trugen aber zu seiner Wandlung die französische Pension und die Hoffnung auf die Gunst der preussischen Regierung nicht wenig bei.

Aber er hat keinen positiven Erfolg: Preußen weist seine Versuche zur Annäherung zurück, Frankreich steckt seiner Preßthätigkeit engere Grenzen und mit 1848 hört auch seine Pension auf. Damit beginnt der dritte Abschnitt. Heine wird wieder der ingrimmige Feind Preußens, er geht über die radikalen Ansichten seiner Jugend noch hinaus, er besitzt kein politisches Ideal mehr, er spottet über Bestrebungen, die er im Grunde selbst teilt, und er sieht mit offener Freude die Vorbereitung des allgemeinen Umsturzes.

Diese Erklärung seiner politischen Wandlungen aus Heines ungezügelmtem Egoismus ist jedenfalls annehmbarer, als der Rechtfertigungsversuch von Georg Brandes, der in den Worten gipfelt: ¹⁾ „In Heines Seele war nicht ein konservativer Blutstropfen. Sein Blut war revolutionär. Aber eben so wenig war in seiner Seele ein demokratischer Blutstropfen. Sein Blut war aristokratisch, er wollte das Genie als Führer und Herrscher anerkannt sehen. Er klatscht Beifall, wenn er in seinem historischen Rückwärtsschauen oder Zukunftstraum einen erbärmlichen König oder Kaiser guillotiniert werden sieht. Aber er will Cäsar geben, was Cäsars ist.“ Damit ist Heines Napoleon-Kultus erklärt, sonst aber nichts.

Weit einfacher liegt die Entwicklung seines religiösen Denkens. Trotzdem er schließlich gottesgläubig starb, ist er ein Feind aller Kirchlichkeit und des „Pfaffentums“ geblieben bis an sein Ende; namentlich die katholische Kirche hat er in ihren ehrwürdigsten Einrichtungen auf die gemeinste Weise verhöhnt. Der Hauptgrund dieses Hasses ist nicht in seiner jüdischen Abkunft allein zu suchen, sondern in dem Umstande, daß er die katholische Kirche als Vertreterin eines sinnfeindlichen Spiritualismus betrachtet. Freund des Protestantismus ist er gleichfalls nicht, aber an diesem lobt er geradezu, daß er die „Ansprüche der Materie legitimiert“ habe. Sein Haß gegen die katholische Kirche, die Verfechterin der Heiligkeit und Unlösbarkeit der Ehe und die Lobrednerin der Jungfräulichkeit ist der Haß des Genußmenschen, der das starke Bollwerk gegen die Sünde zertrümmern möchte.

¹⁾ VI, 133.

Heine hat den von den Romantikern in die deutsche Literatur eingeführten Individualismus auf die Spitze getrieben, so daß man mit Julian Schmidt sagen kann: kein Dichter habe je mit einer so ausdauernden Zudringlichkeit die Welt mit seiner eigenen Person beschäftigt. Wenn er schreibt und dichtet, so hat er nur Dinge im Auge, die ihn angehen und ihn interessieren. Nur wenige Schriftsteller haben für so viele Fragmente die Aufmerksamkeit der Welt beansprucht. Er prahlt mit seinen Leiden und eröffnet mit einer gewissen Koketterie sein schmerzzerzerrissenes Herz. Er beteuert, die großen Schmerzen der Menschheit tragen zu müssen und kommt in seinen pessimistischen Betrachtungen oft genug zu dem Ergebnis, daß Nichtsein dem Sein vorzuziehen wäre. Er sieht überall im Leben, was Ibsen und seine Schüler heute die „große Lüge“ der Gesellschaft nennen würden:

Ich hab' durchschaut
Den Bau der Welt, und hab' zu viel geschaut,
Und viel zu tief, und hin ist alle Freude,
Und ew'ge Qualen zogen in mein Herz.
Ich schaue durch die steinern harten Wänden
Der Menschenhäuser und der Menschenherzen,
Und schau' in beiden Lug und Trug und Glend . . .
Und Fragenbilder nur und sieche Schatten
Seh' ich auf dieser Erde, und ich weiß nicht,
Ist sie ein Tollhaus oder Krankenhaus.

Heines Briefe geben reiche Illustrationen zu diesen Worten. Sie enthüllen ein heftiges, selbstquälerisches Temperament, das geneigt ist, alle Menschen für Feinde zu halten. Er nennt das Leben eine Krankheit, die ganze Welt ein Lazarett.¹⁾ Er fühlt den süßen Schmerz der Existenz, fühlt alle Freuden und Qualen der Welt, er leidet für das Heil des ganzen Menschengeschlechts,²⁾ und findet das Leben so fatal ernst, daß es nicht zu ertragen wäre ohne die Verbindung des Pathetischen mit dem Komischen.³⁾

Die meisten seiner Lieder singt er mit dunkeler Vokalisierung; er spinnt, um mit Arnim zu reden, Saiten aus seinen Eingeweiden, um ein Lied darauf zu spielen; er sucht die Lust der Gegenwart oft mit dem Hinblick auf die düstere Zukunft zu vernichten; er schwelgt in Todes- und Grabesgedanken.

Die Verehrer Heines nennen das Welterschmerz und finden in seinen Liedern und Schriften „die schwermütigen Moll-Akkorde des Pessimismus“. Als ob das Welterschmerz wäre, wenn man die eigenen Leiden

¹⁾ III, 393, 394. — ²⁾ III, 225. — ³⁾ III, 166.

fühlt, aber die Schmerzen der Menschheit zu durchkosten vorgibt! Der „Menschheit ganzer Jammer“ hat Heine nur insoweit angefaßt, als auch er unter ihm litt, oder vielmehr, seinen eigenen Jammer dichtete er der Menschheit an. Weil sein Herz eine Krankenstube war, sollte die Welt ein Lazarett sein. Sein Weltschmerz wurzelte in der Betrachtung nicht der allgemeinen, sondern seiner eigenen Lage. Der echte Weltschmerz aber, wenn es überhaupt einen gibt, vergift sich selbst über dem Ganzen und findet im Hinblick auf das Jenseits die Kraft, das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Aber davon wollte Heine eben so wenig etwas wissen, wie sein genialerer Genosse Byron und der wissenschaftliche Begründer des Weltschmerzes, Arthur Schopenhauer. Es fiel letzterem nicht ein, das Leben als das zu nehmen, als was er es definierte: als große Mystifikation,¹⁾ als Ort der Strafe und Buße,²⁾ als eine Aufgabe zum Arbeiten,³⁾ sondern er benutzte es als das, was es nach seiner Ansicht nicht sein sollte, als ein Geschenk zum Genießen. Ebenso machten es Heine und Byron. Heine „büßte die Sünden des Menschengeschlechts“, aber er genoß sie auch⁴⁾ bis zur Entnervung.

Aber Schmerzen litt er, das ist keine Frage, vor allem mannigfachen Liebes Schmerz. Hehn meint in seinen „Gedanken über Goethe“,⁵⁾ Heine habe kein Gemüt, wohl aber das Talent der Nachahmung in hohem Grade besessen. „Wie mancher seiner Stammesbrüder mit der Zunge so kunstreich schnalzen kann, daß man wirklich eine Nachtigall zu vernehmen glaubt, wie ein anderer Art und Stil »berühmter Muster« genau treffend wiedergibt, wie in langen Jahren der »Bladderadatsch« in allen lyrischen Formen aller Dichter und Dichterschulen sich erging, so wußte auch Heine die einfältige Treue des Volksliedes, die Phantasien E. Th. A. Hoffmanns und der Romantik, Goethes Herzenslaute und melodiosen Gesang mit so virtuoser Kunst nachzupfeifen, daß man sich täuschen ließ und die Similisteine für echte hielt.“

Dieses Urteil geht von der Ansicht aus, daß das Gefühl eine christlich-germanische Stammeigenschaft sei. Aber es ist falsch. Heine hat in seiner Jugend wirklich geliebt und jedesmal unglücklich; seine Briefe aus jener Zeit tragen den Stempel der Wahrheit. Er hat seine Mutter, seine Geschwister, Mathilde und die „Mouche“ aufrichtig geliebt. Und davon abgesehen, sollte denn ein Mensch so gottverlassen sein, daß nicht auch bessere Gefühle in seiner Brust ihren Einzug hielten?

¹⁾ H, 657. — ²⁾ II, 666. — ³⁾ II, 652. — ⁴⁾ III, 225. — ⁵⁾ 159.

Heine konnte leidenschaftlich, aber nicht dauernd empfinden; in seinen Briefen zeigt sich neben hoffnungsfreudigem Aufjauchzen die ärgste Verzweiflung und neben dieser der selbstvernichtende Spott. Sein scharfer Verstand brach immer wieder durch und geißelte die Torheit, sich einem Gefühle so lange hinzugeben. Seine Jugendneigungen haben ihn nicht geläutert. Seine glühende Sinnlichkeit, die frühreife zynische Welt- erfahrenheit, die er unter den sittenlosen Millionären Hamburgs an- gesammelt hatte,¹⁾ zogen ihn in den Pfuhl der Gemeinheit. In den Armen liederlicher Dirnen vergaß er die vielbesungene Geliebte, und mit derselben Hand, die duftige Lieder niederschrieb, zeichnete er die Ver- herrlichung des Fleisches. Und als das Bild der Geliebten ihm immer mehr entchwand, kamen ihm die Augenblicke besseren Gefühls immer seltener, bis sein Geist umgeben war von den dichten Nebelschleiern der Begierde. Der Dichter des Liedes: „Du bist wie eine Blume“ spricht jetzt dasselbe Gebet nur noch über dem Scheitel der Phryne.

Hier ist der Punkt, wo Heines Einfluß auf die deutsche Dichtung geradezu verderblich wird. Er hat, die französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts und von den englischen Fielding zum Muster nehmend, die Dirnen in die deutsche Dichtung eingeführt, mit denen Goethe bereits den Anfang gemacht hatte. Aber welch ein Abstand zwischen Goethes Philine sowie der Heldin der „Römischen Elegien“ und ihren Schwestern in Heines Dichtungen! Der große Dichter hat es verstanden, sie einigermaßen aus dem Schmutz zu erheben und der ästhetischen Beurteilung zugänglich zu machen; Heines Damen in „Die Bäder von Lucca“, „Die Stadt Lucca“, „Die Memoiren des Herrn von Schnabelewopsky“, „Neue Gedichte“ usw. haftet der Schmutz der Straße an, von der sie aufgelesen sind. Goethe gibt lüsterne Schilderungen, Heine schmutzige. Da kann allerdings die Frage offen bleiben, welche von beiden Arten die verwerflichste ist. Aber Heines Jünger folgen nicht dem Alten von Weimar, sondern dem Jungen in Paris, der über das Feingefühl der Damen spottete, für die schließlich nur noch Eunuchen schreiben dürften, so daß am Ende deren Geistesdiener im Okzident eben so harmlos würden, wie ihre Leibdiener im Orient (III, S. 97). Sie bemühen sich, aus Heines Werken die Paragraphen einer neuen Aesthetik zu formulieren, deren Befolgung sie literarisch noch früher ruinieren wird, als es bei Heine geschehen.

Hunderte dichten und schriftstellern heute in Heines Geist, keiner mit seinem Esprit. In keinem findet sich diese wunderbare Mischung von

¹⁾ Treitschke III, 711.

Phantasie und Verstand, Witz und Gemüt, Humor und Spott. Die widersprechendsten Eigenschaften sind in der Seele dieses Mannes vereinigt und lassen sie nicht zur vollen Harmonie aller Kräfte gelangen. Daher in seinen Werken der beständige Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman. Und diese Disharmonie im produzierenden Dichter geht auf den genießenden Leser über. Heines Dichtung ist ein Meer mit seiner Erhabenheit und Schönheit, seinem Frieden und seinen Schrecknissen. Das Schönste und Häßlichste liegt in ihr dicht nebeneinander, und wir sind nie sicher, ob wir nicht aus dem Blumengarten in eine Pfütze geraten. Sobald wir aber den Ekel, den der Dichter uns so häufig zu verkosten gibt, überwunden haben, greift die Bewunderung für einen so reich begabten Geist Platz, der in der deutschen Literatur einzig dasteht und in der Weltliteratur nur wenige Genossen hat. Die Natur goß das Füllhorn der Geistesgaben verschwenderisch über den Sündenjungen der Volkerstraße aus und gab ihm die Mittel, das Höchste zu erreichen. Sie verlieh ihm eine reiche, äußerst bewegliche Phantasie mit nie ermüdender Flugkraft, eine Phantasie, die immer auf das Gegenständliche gerichtet ist und sich in den Nebelwelten nicht verliert; eine Phantasie, die mit dem lebendigsten Farbensinn die Kraft scharfer Skizzierung verbindet, dazu einen tiefen Verstand, der bald die Phantasie zügelt, bald mit ihr sich entzweit, ein umsichtiger Mentor, aber auch ein kalter Kritiker. Daher auch in Heines Dichtungen jenes Unberechenbare und Sprunghafte, das sich bei keinem anderen Schriftsteller in gleichem Maße findet und bei der Lektüre die gemischtesten Gefühle hervorruft. Die romantische Ironie ist in Heine bis zu jenem Punkte gelangt, wo die Zerfetzung ihren Anfang nimmt.

Aber noch ein anderes ließ eine volle Harmonie nicht aufkommen: Heine war bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre nervös leidend, dann kam eine Zeit rüstiger Gesundheit, bis mit seinem vierzigsten Lebensjahre eine neue Leidensperiode anbrach, die seine Schmerzen bis zur Unerträglichkeit steigerte. Selten war es ihm vergönnt — inwiefern er sein Leiden selbst verschuldete, kommt hierbei nicht in Betracht —, in andauerndem Fluß und in gleicher Frische zu schaffen: oft genug weigerte sich der Körper, der Phantasie Gefolgschaft zu leisten. Dann überkam den Dichter eine Grämlichkeit, ein Mißmut, eine Kampflust, die schließlich an den eigenen Schöpfungen sich versuchte.

Andererseits ließ der Dichter kein Mittel unversucht, sich zu bilden. Selten ist wohl ein junger Dichter so früh über sich selbst klar geworden wie Heine. Er hatte erkannt, daß seine geistige Anlage ihn zur

Romantik drängte; gleichzeitig aber hatte er eingesehen, daß, um die Wunderschätze der romantischen Dichtung zu heben, eine andere Wünschelrute als jene der Romantiker nötig, daß der romantische Inhalt der Dichtungen plastisch zu gestalten sei. Diesen Grundsatz machte er zur Richtschnur seines dichterischen Schaffens. Immer schafft er anschaulich, in scharf umrissenen Gestalten.

Wenn man an seine Lieder den hohen Maßstab legt, mit dem Carriere¹⁾ in folgendem Satze den Lyriker gemessen haben will: „Weil er wesentlich sich selbst darstellt, muß sein Selbst ein großes, sangeswürdiges sein, er muß ein Universum im Busen tragen, und seine Individualität zu der Höhe des edelsten Menschentums erheben“ — so können sie nicht bestehen, und wohl aus diesem Grunde wendet ihn Carriere bei Heine — nicht an! Heine hat im „Buch der Lieder“ von einem ideellen Gehalt völlig abgesehen und die Liebe zum alleinigen Gegenstand seiner Lieder gemacht. Dadurch hat er den Ton angegeben für ein ungeheueres Flötenkorps auf dem deutschen Parnas. Der liebe-girrende Jüngling dichtet Heinesche Lieder und zerreißt sich vor Schmerz und Sehnsucht; in der Novellenliteratur geht Heines Geist um und dirigiert ein zahlreiches Orchester guter und schlechter Musikanten. Heine trägt einen großen Teil der Schuld, daß unsere neuere schöngeistige Literatur in so greulicher Weise verweichlicht ist, und daß das Ewigweibliche so viele Dichter hinan- und eben so viele hinabzieht.

Heine hätte mit seiner ganz hervorragenden Gestaltungskraft Meisterwerke schaffen können, wenn ihm nicht, seiner inneren Zerrissenheit entsprechend, die „Gabe der Architektonik“ gefehlt hätte.

In sich abgeschlossen und völlig abgerundet erscheint nur das „Buch der Lieder“, das, obgleich aus hundert einzelnen Teilen bestehend und ohne Rücksicht auf einheitliche Zusammenfassung gedichtet, fast wie ein absichtsvoll zusammengefügtes Kunstwerk auftritt; es steigt stufenförmig empor und zeigt in den Nordsee-Hymnen den Dichter auf dem Gipfel der Vollendung. Aber obgleich reich an Empfindung und mannigfaltig im Ausdruck des Gefühls der Liebe, leidet es doch an Einseitigkeit. Auch das Thema der Liebe, das nach Rückert unerschöpflich sein soll, kann ausgesungen werden, ohne daß der Dichter deshalb die Ewigkeit erringt, und Heine hat es dermaßen ausgenutzt, daß nur ein verliebtes Mägdlein den ganzen Band ohne Uebersättigung durchzukosten vermag.

¹⁾ S. 378.

Neben manchen wertlosen Liedern und offenbaren Wiederholungen enthält das „Buch der Lieder“ einen reichen Strauß der schönsten Gedichte, die unsere Literatur aufzuweisen hat, Gedichte, die Heines Weissagung wahr gemacht haben, daß man einst seinen Namen neben dem Goethes nennen werde.

Reicher und mannigfaltiger ist Heine als Prosaist. Er gebietet über einen ganzen Urwald von Ideen und Anschauungen; er überschaut leicht verwickelte Verhältnisse; er hat Sinn für das Große im Leben und in der Geschichte; er besitzt endlich vielseitige, wenn auch nicht gründliche Kenntnisse, in deren ausgiebiger Verwertung er Meister ist. Reicht sein Wissen nicht aus, so füllt er mit bewundernswürdiger Gewandtheit die Lücke durch einen glänzenden Witz aus, der leicht den Leser täuscht. Dazu kommt völlige Herrschaft über den Stoff. Er läßt seinen Einfällen scheinbar freien Lauf, aber er übt beständig eine geheime Kontrolle über sie aus. Er weiß seinen Gegenstand in die hellste Beleuchtung zu rücken und verborgene Eigentümlichkeiten an ihm zu entdecken. Die Klarheit seiner Schilderungen läßt nie den Reiz seiner eigenartigen Individualität vermissen. Störend ist freilich oft genug das dreiste Hervordrängen seiner Persönlichkeit.

In der Entwicklung seiner Prosa sind zwei Abschnitte zu erkennen, die fast mit der Entwicklung seiner politischen Weltansicht zusammenfallen. In den Reisebildern ist die Grundstimmung eine rein lyrische; „großblumige Gefühle“ schießen überall empor, die Stimmungen der Natur erscheinen in wirkungsvoller Dekoration und der ganze Farbenreichtum wird verwendet, um ein lebendiges Kolorit hervorzubringen. Die Diktion ist oft von wundervollem Schwung, der freilich nicht selten in großsprecherisches Pathos übergeht. Die ganze Darstellung bildet in ihrer nervösen Lebendigkeit, in ihrem pfauenhaften Farbenreichtum den schroffsten Gegensatz zu der klassischen Ruhe in Goethes Prosa.

Ein anderes Bild bietet Heines Prosa in den politischen Berichten und ästhetisch-kritischen Werken der Pariser Zeit. Der Sturm und Drang in der Seele des Dichters hat sich gelegt; an Stelle der sprunghaften Darstellung ist eine ruhig-klare Entwicklung der Gedanken getreten; die „großblumigen Gefühle“ haben ihre Blütezeit, keineswegs zum Nachteil der Prosa, hinter sich, und die abstoßende Prahlerei macht sich nicht mehr geltend. Die Darstellung ist reiner und edler, ohne die Vorzüge der Prosa der Reisebilder vermissen zu lassen.

Heine schreibt eine Prosa, wie nur ein Dichter sie schreiben kann: packend, bilderreich, lichtvoll, immer interessant. Ihr wesentlichster Be-

standteil ist Humor und Witz in einer Fülle, wie wir sie bei keinem anderen Dichter finden. Er schont niemanden, er trifft hoch und niedrig, das Heiligste und das Gemeinste; sein Witz kennt keine Noblesse, keine Pietät und keine Dankbarkeit, keine Rücksicht und keinen Takt, keine Grundsätze und keine sittliche Schranke. Er deckt das Privatleben auf und verwendet den gemeinsten Klatsch und die anstößigsten Pikanterien der *chronique scandaleuse*; er beschimpft die Religion seiner Väter und den Glauben seiner Mitbürger; er höhnt das Vaterland und Sitte und beugt sich vor niemanden als vor sich selbst.

Heines Witz wird inspiriert vom Haß, dessen Gift, wie er vom deutschen Haß behauptet, das Heidelberger Faß zu füllen vermöchte.¹⁾ Wie Laube von Heines Unterhaltung sagte,²⁾ es habe ihr alles gefehlt, was man human nennt, so ist auch sein Witz die krassste Verhöhnung aller humanen Gesinnung. Er ist der konzentrierte Ausdruck des alten Hasses des Judentums gegen seine Bedrücker; es ist der Witz der Verneinung, und schließlich der Auflösung aller religiösen, politischen und sittlichen Bande.

Aber was für ein Witz ist es! Ein Witz in allen Nummern: vom gemeinen Kalauer zur witzigen Gemeinheit, von der feinsten Ironie zur faustdicken Grobheit; von der gutmütigen Schelmerei zur berechnendsten Bosheit; von der liebenswürdigsten Persiflage zum unwürdigsten Zynismus; ein Witz, der in allen Farben schillert, aus dem Gemüte des Verfassers ganz natürlich hervorzublühen scheint und fast immer den Nagel auf den Kopf trifft. Sehr häufig ist sein Witz äußerst anstößig, namentlich wenn er die heiligsten Dinge mit den gemeinsten in Verbindung bringt; da ist eben die Grenze der Wirksamkeit des Witzes, da beginnt der Ekel jede andere Empfindung zu verdrängen. Aber oft fehlt dem Witz die Grundlage auch da nicht, wo seine Gehässigkeit jedes Maß überschreitet. Auch der Freund Heines wird in der Mißhandlung Platens jeden Witz vermissen, aber sein Feind wird ihm das Zeugnis nicht versagen können, daß witzigere Bosheiten wie die gegen A. W. von Schlegel, die Frau von Stael, Maßmann und so viele andere Personen nicht verübt werden können. Die Erfindungskraft Heines ist unerschöpflich, sobald es sich um die Ausbeutung der Schwächen einer Person oder eines Verhältnisses handelt; er findet immer neue Seiten und schließt, wenn wir ihn ermüdet glauben, mit einem überraschenden Effekt.

¹⁾ II, 78. — ²⁾ Gartenlaube 1868, S. 25.

Brandes freilich setzt mit einem kühnen Sprung über die gegen Heine geäußerten moralischen Bedenken hinweg: ¹⁾ „Der aristophanische Dichter,“ sagt er, „kann und darf den Stolz nicht haben, der davor zurückschreckt, die Gemeinen zu ergötzen, diejenigen, welche ihn nur verstehen, wenn sie ihm im Kote begegnen. Er darf sich nicht davor scheuen, bis zu einem gewissen Punkte sich, d. h. sein moralisches Wesen, preiszugeben, um ein höheres dichterisches Feld zu gewinnen.“ Also: *Per cloacas ad astra!* Der Dichter darf „bis zu einem gewissen Punkte“, den er sich natürlich selber setzt, tun, was er will; er darf sich im Schmutze wälzen, denn das höhere Ziel leidet nicht, daß er sich befleckt; er darf sich Gemeinheiten erlauben, sobald es ihm zur „Wahrung berechtigter Interessen“ notwendig erscheint; er heiligt die Mittel, wenn sein Zweck ein höherer ist. Das ist die moderne Moral der freien Geister, die sie selbstverständlich nur für sich in Anspruch nehmen, für den Pöbel haben sie eine andere; das ist die Moral, von der Heine sagt, daß sie seiner „Seele eingeboren“, vielleicht seine „Seele selbst“ sei (VII, S. 102).

Heines Witz ist im wesentlichen der Witz der Journalistik. Er erhebt sich selten zur Allgemeinheit, sondern knüpft an das Besondere, an das Ereignis des Tages an; er ist aktuell und kann nur dann vollständig verstanden werden, wenn dem Leser die Verhältnisse und Personen, die er treffen soll, genau bekannt sind. Viele seiner Anspielungen werden in späterer Zeit nur noch ihre Wirkung ausüben, wenn ihnen ein Kommentar beigegeben ist; ein Witz mit Kommentar ist aber nur ein halber. Zur reinen und freien Höhe eines echten Humors erhebt sich Heine aber im „Buche Le Grand“, wo eine hinreißende Liebenswürdigkeit uns entzückt, und seine derbkomische Ader strömt am lebhaftesten in einigen Kapiteln der „Bäder von Lucca“, wo sie leider nur zu bald vom Kinnsteinwasser verunreinigt wird.

Heinrich Heine ist als Mensch wie als Dichter ein merkwürdiges Doppelwesen. „Die tödlichsten Feinde,“ sagt Eugen Wolff ²⁾, „hatten seine Brust zum Tummelplatz ihrer wilden Kämpfe erkoren: auf poetischem Gebiete, Romantik und Naturalismus, auf politischem Radikalismus und Romantik, auf nationalem Judentum, Deutschtum und Parisertum, auf religiösem Heidentum, Christentum und Judentum.“ Er war ein Konglomerat aller möglichen Widersprüche, das zu schaffen die Uebergangszeit, in der er lebte, und seine jüdische Abkunft nicht wenig beitrugen.

¹⁾ VI, 196. — ²⁾ Nord u. Süd, Bd. 64.

Hätte er sich aus diesem Wirrwarr zu einer moralischen und dichterischen Einheit durchringen können, so wäre er bei seinen glänzenden Anlagen wohl einer der ganz Großen geworden. Aber die Widersprüche seines Wesens und Milieus waren zu unvereinbar und verurteilten den Dichter zu ewiger Unrast. Als Dichter fühlte er romantisch und konservativ-aristokratisch; als Jude mußte er radikal und demokratisch fühlen. Mit seinem Dichterherzen liebte er Deutschland und haßte Frankreich; mit seinem Verstande haßte er das kleinstaatliche, reaktionäre Vaterland und liebte das fortschrittliche Frankreich. Mit seinem demokratischen Gefühl schwärmte er für die Revolution und die Republik, als Dichter empfand er die Größe eines Napoleon und konnte sogar für den Absolutismus sich erwärmen. Und je nachdem Herz oder Verstand im Spiele waren, konnte er abwechselnd für das Christentum, die katholische Kirche, das Hellenentum, das Judentum, den Atheismus schwärmen oder darüber spotten und zwar stets subjektiv aufrichtig, je nachdem ihn eine Stimmung erfaßt hatte. Es fehlt Heine durchaus an einer einheitlichen Weltanschauung, einem Grundzuge seines Wesens; gerade das Gegenteil, die Unstäte, charakterisiert ihn als Mensch wie als Dichter.

Daß eine solche Natur zur Mißdeutung geradezu herausfordert, ist klar. Je nach der Zeit der Beurteilung und dem Standpunkte des Beurteilers wird das Urteil über diesen Dichter sehr verschieden ausfallen. Tatsächlich ist auch kaum noch ein anderer soviel geschmäht und soviel verhimmelt worden wie gerade Heine — und beides mit gewisser Berechtigung. Louis B. Bez¹⁾ unterschied bis zur Mitte der 90er Jahre vier Perioden in der Beurteilung, die das deutsche Volk Heine angezeihen ließ. Erstens die der gänzlichen Vernachlässigung, die mit Heines Tod begann; hierauf das Stadium der eifrigen Befehdung des Dichters, dann als Reaktion die Periode übereifriger Anerkennung. Die vierte Periode zu Anfang der 90er Jahre, wo man sich erst um ein Heine-denkmal in Düsseldorf, dann in Mainz stritt, kann als die der erbitterten Parteinahme für und gegen Heine angesprochen werden; eine fünfte Periode hat jetzt begonnen und sie scheint Heine endlich gerecht werden zu wollen. Man hat eingesehen, daß man Heine als Menschen, der sich in journalistischen Fehden, elendem Literatengezänk, Geldröten und einem echten Bohèmeleben verzettelte, fallen lassen muß und nur die bessere und echtere Seite seines Wesens, Heine den Dichter, und auch da nur den künstlerisch befriedigenden, menschlich wertvollen und be-

¹⁾ Heine in Frankreich. S. 428 f.

deutenden Teil seiner Persönlichkeit gelten lassen darf. Wir wollen also Heine heute vor allem von dem Standpunkte aus beurteilen, von dem aus er als Dichter beurteilt werden muß, vom ästhetischen. Und da „kommt die menschliche Persönlichkeit für unser ästhetisches Urtheil nur soweit in Betracht, als sie sich in dem jeweils vorliegenden Kunstwerk offenbart; wer bei dem Liede »Du bist wie eine Blume« allerlei unfreundliche Nebengedanken über den Dichter anklingen läßt, hört auf, das Lied ästhetisch zu genießen. Heines Poesie enthält zweifellos manches, was eine tiefere Gefühlswirkung zerstören kann, aber sie weiß doch ungleich öfter (?) den innersten Nerv unseres Gefühls zu treffen. Die Süßigkeit, Kraft, Natürlichkeit und Mannigfaltigkeit der Töne, die er hervorbringt, wirkt nicht selten berauschend. Das aber ist's, worauf es ankommt. Der Dichter, der große Dichter bleibt bestehen, wenn uns auch die schwankende Haltlosigkeit seines Charakters noch immer deutlicher werden sollte. Diese hat freilich auch oft seine Poesie beeinflusst, und ich möchte den sehen, der sich Heine zu einem geistigen Freunde und Begleiter auf der Lebensfahrt erwählen wollte, so wie es wohl mancher mit Goethe tun mag.“¹⁾ Der Geist Heines läutert und erhebt nicht; er drückt vielmehr nieder auf die Pfade seelischen Verderbens. Aber was der Dichter Heine in seinen schönsten und besten Stunden uns gesungen, wird leben, solange die deutsche Sprache lebt, und noch Tausende ästhetisch Genießender tief ergreifen und entzücken. Aber der Zaubertrank dieser Poesie muß von kundiger Hand kredenzt werden, damit kein Gifftropfen Tod und Vernichtung statt edler Freude bringe.

¹⁾ Elster in der Deutschen Rundschau Bd. 92.

